

Annemarie Giegler

Jahre im Sturm

Eine Familiengeschichte von vier Generationen

Prolog

Es ist ein ganz normaler Feldweg, der vom Dorf quer durch die Felder führt. An der Kirche vorbei, an einem niedrigen, alten, mit Rohr gedecktem Haus vorbei. Zur rechten Seite der Laube ein Blumengärtchen, links der Hof, auf dem Gänse munter schnattern, inmitten ein bissiger Gänserich. Dieses Stück Weg ist noch gepflastert, sehr holprig und ausgefahren, aber bald teilt sich der Weg. Er führt weiter bis zum Waldrand, zu Förster Kiewitt. Rechts also der Feldweg quer durch die Felder. Gleich neben dem Weg verläuft der Fußweg. Sehr schmal, weil wenig begangen. Die Gräser nassen bei feuchtem Wetter die Knöchel der Fußwanderer. Auf dem Acker rechter Hand sind vom Frühjahr bis zum Spätherbst Emilie und Elfriede, zwei ältere Schwestern in ihren langen, grauen Röcken und grauen Jacken anzutreffen. Sie jäten Unkraut, pflanzen Kartoffeln, hacken Rüben und ernten diese im Herbst. Eine der beiden Schwestern hat einen gewaltigen Kropf. Jedes Mal wird ein „Guten Tag“ gewünscht, nach dem „Wohin“ oder „Woher“ gefragt und über das Wetter geschwätzt.

Der Steig geht nun etwas bergab. Dichte Brombeerranken hängen rüber, man muss sich vorsehen, dass nicht die Strümpfe zerreißen oder zerkratzt werden. Der Weg ist nun ein leichter Hohlweg, von vielen Wagenrädern, die auf die Felder fahren, in tiefe Leusen geschnitten. Zur Linken wieder zwei Schwestern, etwas jünger und zierlicher von Gestalt. Auf dem Kopf tragen sie zum Schutz gegen die Sonne weiße Helgoländer. Im Herbst kriechen die beiden Meter für Meter die Kartoffelfurchen entlang und sammeln Kartoffeln in ihre Körbe. Immer in mäßigem Tempo. Neben dem Steig geht es wieder hoch hinauf. Der Boden ist lehmig, hart. Hier ist oftmals Meister Tietzmann anzutreffen. Gestützt auf seinem Hackenstiel ruht er von der schweren Arbeit aus. Sein Brot verdient er als Schuster und Trichienenbeschauer. Von den Bauern bekommt er dann vom Schlachten einen Kringel

Leberwurst, Topfwurst oder Schmalz. Er hat viele Fähigkeiten, ist fleißig, aber ein armer Mann geblieben.

Den Berg weiter herunter ist eine Wiese. Ein Graben plätschert hindurch. Brummelnd fließt das Wasser in die Röhren, die es bändigen und am Wald in den Bullergraben abgeben. Zu beiden Seiten des Grabens blühen im Frühjahr gelbe Kuhblumen. Die Knospen wurden im Krieg in Essig eingelegt und als Kapern verwandt. Lila Kuckucksblumen blühen, die Opa Bade so gerne hat. Heute sagt man Orchideen dazu. Die Wiese ist voller Blumen. Wiesenschaumkraut, Schafgarbe, am Rand leuchtend roter Mohn, neben den blauen Kornblumen blühen die Kamillen in hellem Weiß. Bienen und Hummeln summen über den Blütenkelchen und sammeln ihren Honig ein. Bunte Libellen schwirren über dem Wasser umher. Schmetterlinge gibt es noch in großer Vielfalt, nicht nur Kohlweißlinge, nein, hier tummeln sich auch noch das Pfauenauge, der kleine Fuchs, der Admiral und wie sie alle heißen mögen. Über allem liegt eine wundersame Ruhe. Hier ist nur Weite und Licht. Hoch oben singt eine Lerche, sie steigt höher und höher, der wärmenden Sonne entgegen. Ameisen laufen ihre Straße geschäftig hin und her. Schwerfällig trollt sich ein blau schimmernder Mistkäfer im Gras, er fällt auf den Rücken, schafft es aufzustehen und krabbelt, als wäre nichts gewesen, weiter. Unzählige Piermadenlöcher sind am Wegesrand. Auf dem Grenzstein sonnt sich eine Blindschleiche, die blitzschnell herunter huscht, sie ist nicht giftig, aber falsch. Schlangen verspritzten ihr Gift schon im Garten Eden. Zur Strafe müssen sie nun ihr Leben lang auf dem Bauch herumkriechen. Ein einziger Strauch steht am ganzen Weg entlang.

Was für eine Erinnerung an diesen Holunderstrauch! Es war ein warmer Sommerabend, viel zu lange war ich im Dorf bei Erika geblieben. Eiligst lief ich den Weg nach Hause. Plötzlich piff es hinter mir. Es hatte sich jemand hinter dem Strauch versteckt! Ich lief, ich rannte wie um mein Leben. Erst oben auf dem Berg angekommen schaute ich mich um, denn ich hörte ein Lachen. So lachte nur meine Mutter. Mein armes Herz pochte und bummerte, die Beine zitterten. Doch nun sah ich Licht in Omas Stube,

es war nicht mehr weit, gleich war ich zu Hause. Noch immer, das Haus steht schon längst nicht mehr, sind meine Gedanken an die Kindheit mit dem Weg und dem Licht in Omas Stube verbunden. Auch mit einem verschneiten Weg 1945. Es stürmte, der Wind trieb heftig den Schnee über die Felder und häufte hohe Schneeschanzen an. Als ich nach Schulschluss nach Hause ging, musste ich mich durch den Schnee kämpfen und blieb nur ein paar Meter vor dem Haus in einer Schanze stecken. Mutti hatte mich kommen sehen, sie holte mich heraus. Ja, noch immer, wenn ich zurückdenke, sehe ich die weite, weiße Winterlandschaft. Hinter den verschneiten Hügeln ist der Wald wie eine schwarze Mauer. Der Schnee ist hart, glitzert und knirscht unter den Füßen. Von Weitem das Licht in Omas Stube, es leuchtet so vertraut, als wolle es sagen: Komm nach Hause, wir warten auf dich ...

Viele Menschen sind vor mir, mit mir und nach mir diesen Weg gegangen. Irgendwann wurde der Hohlweg zugeschüttet, viele Jahre später wurde er umgepflügt, sodass das Land eine glatte, durchgehende Fläche ergab. Mais und Raps wurden gesät und geerntet. Nur wenige Menschen kennen ihn noch, den Weg quer durch die Felder. Der Weg ist nur noch Erinnerung.



Der Ausbau „Sturm“





Es ist ein langes Dorf, ein Straßendorf einer Endmoränenlandschaft. Wenn man aus der Stadt kommt, muss man den endlos langen Pietschenberg hochfahren. Links und rechts der Straße stehen Holunder, Schlehen und Heckenrosen. In der Ferne ist der Mischwald, überwiegend Buchen und Eichen, zu sehen. Das Dorf ist etwas höher gelegen, man hat einen guten Überblick über die wunderschöne Landschaft. Fährt man zum anderen Ende des Dorfes heraus, geht es den kurvenreichen Suckowberg herunter. Unten liegen die drei Suckowseen wie Perlen aneinander gereiht, manchmal auch düster und gruselig, im Wald. Hohe Hänge umstehen den See, von hochgewachsenen Kiefern und Buchen bewachsen, manchmal hellt eine Birke das dunkle Grün auf. Es ist Morgen über dem See.

Inmitten des Dorfes zur linken Hand steht die Kirche, schräg gegenüber ist der „Krug“ und daneben steht die Schule. Ein Stückchen weiter rechts herum führt ein Weg zum nahen Gut.

Dicht an der Straße, nur von einem Gärtchen getrennt, stehen ein uraltes, niedriges Bauernhaus, eine ebenso alte Scheune und ein Stall. Dahinter ist ein großer Obstgarten. Das war der Bauernhof von Joachim Rieck.

Erst vor kurzem hatte er noch ein Stück Land, angrenzend an seinen Acker, erworben. Nun wollte er einen Hof auf dem Feld bauen, großzügig inmitten seiner Felder. Das Haus sollte geräumig sein, auch einen Saal extra für die Hochzeiten der Kinder sollte es haben. Dicke Lehmwände und hohe Räume, das waren seine Vorstellungen. Im Spätherbst war Richtfest. Eine Blaskapelle wurde bestellt, und mit Musik zog Groß und Klein aus dem Dorf hinaus den Weg entlang, um das entstehende Anwesen zu betrachten. Der Weg ging quer durch die Felder, die schon abgeerntet und gepflügt waren. Vom Dorf konnte man den Hof nicht sehen, er lag in einer Senke. Erst wenn man auf dem Berg stand, sah man die Gebäude.



Das Dach wurde mit Schieferplatten gedeckt, die Fenster erst einmal vernagelt und im kommenden Frühsommer sollte der Umzug sein.

Joachim Rieck hatte noch einen Gärtner bestellt, der einen Obstgarten anlegen sollte. Er pflanzte Apfel-, Kirsch- und Pflaumenbäume, Haferbirnen, Williams-Christ und zwei Reihen Stachelbeersträucher. Um den Teich setzte er Weiden. Am Backhaus standen Sauerkirschbäume, am Giebel zum Wald wurden drei Tannen zum Schutz gegen den Wind gepflanzt. Joachim Rieck hatte selber noch Löcher zwischen den Tannen ausgehoben, mit Lehm gefüllt, und Rosen gepflanzt. Er sagte: „Die Rosen werden blühen, die Tannen werden uns überdauern.“

Der Winter war streng, es hatte tüchtig gefroren. Am ersten März machten sich die Männer aus dem Dorf auf den Weg, aus der Koppel, dem Bauernwald, das letzte Holz zu holen. Der Wind peitschte ihnen in das Gesicht, die Mähnen der Pferde wehten und in ihren Nüstern setzte sich der Schnee fest. Die Männer hatten ihre Joppenkragen hochgeschlagen, die Pelzmützen über die Ohren gezogen. Die Hände steckten in dicken, mit Schafwolle ausgestrickten Handschuhen. Sie mussten durch tiefe Schneewehen. Es war ein äußerst beschwerliches Unternehmen, aber zu anderen Zeiten war es nicht möglich in den Wald zu kommen.

Der Boden musste gefroren sein, sonst versanken die Pferde im Torf und Morast, wenn das Holz herausgezogen wurde. Heute sollte das letzte geschlagene Holz abgefahren werden. Niemand konnte später sagen, wie es kam, dass Joachim Rieck von einem Baumstamm erschlagen wurde. Auf einem Schlitten brachte man ihn leblos nach Hause.

Anna Rieck stand fassungslos, umringt von ihren Kindern, auf dem Hof. Joachim war es, der unermüdlich geschafft hatte. Er hatte noch so viele Pläne, aber nun waren Freude und Hoffnungen begraben. Er war doch gerade erst achtundvierzig Jahre alt. Albert, der Sohn, fasste Annas Hand und sagte: „Du hast uns doch auch noch, wir helfen dir.“ Unbeholfen streichelte der Zehnjährige seiner Mutter über die Hand.

Sie wischte die Tränen aus dem Gesicht, dafür war nun wirklich keine Zeit. „Möge mir die Gesundheit und die Kraft gegeben sein, die Kinder allein groß zu ziehen“, betete sie.

Im Sommer, als die letzten Arbeiten am Haus fertig gestellt und die Fenster eingesetzt waren, zog Anna Rieck mit ihren Kindern in das neue Haus. Das Vieh wurde den Weg entlang in die neuen Ställe getrieben. Voller Trauer ging die Familie in das neue Haus. Überall fehlte die ruhige Hand des Vaters und oft sein Rat.

Carl, der älteste Sohn, war schon sechzehn Jahre alt und eine tüchtige Hilfe. Er versorgte in den Ställen das Vieh, aber Mariechen, die jüngste Tochter, war erst ein Jahr alt und hatte ihren Vater nicht mehr kennengelernt.

Am Abend, wenn die Kleinen in den Betten lagen und schliefen, liefen Carl und seine Schwester Auguste in das Dorf zu ihren Freunden. Anna Rieck hatte niemanden mit dem sie hätte reden können. Mit den Nachbarn im Dorf hatte sie abends oder am Sonntag oft am Gartenzaun ein Schwätzchen gehalten. Nun musste sie dafür erst in das Dorf gehen. Dazu war sie zu müde, der Tag zu lang gewesen.

Manchmal kam die eine oder andere Nachbarin aus dem Dorf, um zu sehen, wie sie sich eingerichtet hatten. Aber sie gingen auch bald wieder zurück, jeder ging seiner gewohnten Arbeit nach.